

## **Geschenk und Ereignis: Gemeinde lässt sich nicht einfach machen**

Die Kirche, in der die Gemeinde am Ort ihren Gottesdienst feiert, hat ihren Platz in der Kommune und das zunächst im wortwörtlichen Sinne. Was zunächst als triviale Feststellung erscheinen mag, ist für die Gemeinde von grundsätzlicher Bedeutung, denn der Begriff Kommune wird heute zwar nahezu ausschließlich als Bezeichnung einer Gebietskörperschaft verwendet, doch er umfasst in seiner Wortbedeutung mehr, nämlich die *Communio*, die örtliche Gemeinschaft von Menschen. Von Jung und Alt, Männern und Frauen, Reichen und Armen, Gläubigen und Ungläubigen, Handwerkern und Kopfarbeitern usw. Die Kommune ist ein Ensemble unterschiedlichster Menschen und Einrichtungen, in dem wiederum alles seinen Platz hat. Die Kirchengemeinde ist innerhalb der Kommune räumlich, sozial und religiös verortet, sie teilt das Leben der Menschen ihrer Stadt, ihres Dorfes oder ihres Stadtteils. Auch diese Feststellung ist alles andere als trivial, denn jede Veränderung räumlicher, wirtschaftlicher, sozialer oder politischer Art hat unmittelbare Auswirkungen auf die kirchengemeindliche Arbeit. Diese Abhängigkeit von den „Geschehnissen der Welt“ ist für die Kirchengemeinden seit jeher zugleich eine nicht hintergehbare Ermöglichungsbedingung wie auch eine Begrenzung ihrer Möglichkeiten. Dieses ist allerdings keine Schwäche der Kirche und ihrer Gemeinden, sondern eine Folgerichtigkeit ihrer Natur und ihres Auftrags, weil Glaubende sich mit der Botschaft des Evangeliums nicht der Welt zuwenden können, wenn sie nicht zugleich in der Welt sind. Diese (nicht einfache) Grundbedingung kirchengemeindlichen Lebens gerät leider allzu oft in Vergessenheit. Zwei Kennzeichen dieses Vergessens sind:

- a) die Vorstellung, dass, wenn man „richtig gut“ ist, „Gemeinde machen“ kann, und
- b) das Idealisieren der Vergangenheit, in welcher alles besser war, und von der Gegenwart nur als Niedergang zu reden.

Beide Denkfiguren haben fatale Wirkungen, weil sie Gemeinde und Gemeindeleitung in eine Situation des Scheiterns zwingen. Denn Gemeinde ist Geschenk und Ereignis zugleich. Beides widersetzt sich sowohl den Vorstellungen einer „Ingenieurtheologie“ von Entwicklung, Herstellung, Betrieb und Wartung einer Kirchengemeinde als auch einem schönfärberisch rückwärtsfixierten Blick in die Vergangenheit als die so viel bessere Zeit.

## Wert und Bedeutung der Vergangenheit

Die Vergangenheit hatte ihre Zeit. Und dennoch ist sie für unsere Gegenwart und Zukunft bedeutsam, sofern sie nicht „vergoldet“ wird und damit gegenüber der Gegenwart umso strahlender erscheinen kann, sondern mit einem nüchternen Blick betrachtet wird, um aus ihr zu lernen und die gegenwärtige Situation besser bewerten zu können. Den je besonderen Wert von Vergangenheit und Zukunft hat der schwedische Theologe und Philosoph Sören Kierkegaard (1813 - 1855) in seinem Tagebuch mit den folgenden Worten festgehalten:

*„Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, daß das Leben rückwärts verstanden werden muß. Aber darüber vergißt man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden muß.“<sup>1</sup>*

Das Verstehen, warum „was so geworden ist, wie wir es heute vorfinden“, bietet der Gemeindeleitung wertvolle und hilfreiche Erkenntnisse. Sie kann ihre Entscheidungen mit Wissen unterfüttern und zugleich in einen größeren Kontext als nur in den des unmittelbaren „Alltagsgeschäfts“ stellen. Nebenbei kann eine kritische Würdigung der Vergangenheit durchaus auch eine Wertschätzung der Gegenwart bewirken. Eben dieses entspricht einer verantwortlichen Amtsführung eines Kirchenvorstandes, denn die Gemeinde braucht stetige Rückbesinnung, Überlegung und Pflege, ebenso Träume, wie einen Sinn für das im Ort und in der Zeit Machbare.

### Schädliche Mythen

Eine „vergoldete“ Vergangenheit lässt die Gegenwart immer „blechern“ wirken, gerade auch deshalb, weil im Getriebe der alltäglichen „Geschäfte“ kaum jemand die Gelegenheit hat, ihren „Edelmetallanteil“ tatsächlich einmal zu überprüfen. Nicht weniger schwierig als die vermeintlich „goldene Vergangenheit“ von Kirche und Gemeinde sind die „einfachen Wahrheiten“ zu den heutigen Bedingungen kirchengemeindlicher Arbeit. Deshalb sollen an dieser Stelle exemplarisch drei Mythen der Vergangenheit sowie ein Mythos der Gegenwart kritisch betrachtet werden:

- a) „Früher da hatten die Pfarrer noch Zeit für ihre Gemeinde.“
- b) „Wir hatten immer ein Pfarr-, ein Gemeindehaus und eine Kirche.“
- c) „Früher hielten sich die Menschen noch zur Gemeinde.“
- d) „Jeder kann heute an Gottesdienst und Gemeinde teilnehmen.“

---

<sup>1</sup>Sören Kierkegaard: Die Tagebücher. Deutsch von Theodor Haecker. Brenner-Verlag 1923, Seite 203

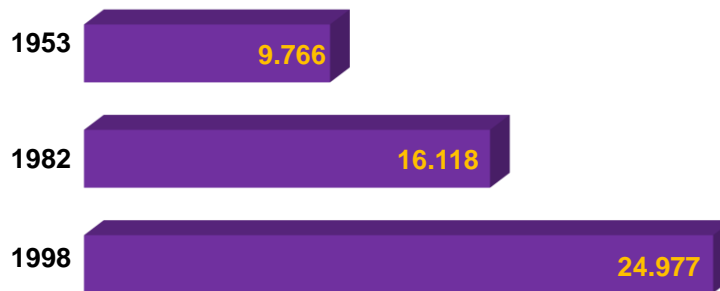
Jede dieser Mythen hat das Potenzial für eine umfangreiche Ausarbeitung, doch darauf soll hier verzichtet werden, weil schon bereits eine eher skizzenhaft vorgenommene Darstellung den jeweiligen Mythos als eben einen solchen aufgedeckt.

a) *„Früher da hatten die Pfarrer noch Zeit für ihre Gemeinde.“*

Ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt anderes. So können die Pfarrer bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nicht so sehr viel mehr Zeit für ihre Gemeinde gehabt haben. Das hatte ihre wirtschaftliche Situation über mehrere hundert Jahre schlichtweg nicht zugelassen; denn sie wurden als Teil der fürstlichen Herrschaft (im Rang von Amtsleuten) nur zu einem Drittel vom Landesherrn alimentiert, ein weiteres Drittel ihrer Einkünfte mussten sie über Stolgebühren, an den Pfarrer zu zahlende Vergütungen für Taufe, Trauung, Begräbnis, Konfirmandenunterricht und sogar für das Abendmahl, hinzuverdienen. Das letzte Drittel brachte schließlich die Bewirtschaftung der Pfarrpfründe, die es der Pfarrfamilie ermöglichte, ihren Lebensunterhalt durch landwirtschaftliche Arbeit zu sichern. Die großen Pfarrgärten um die alten Pfarrhäuser hatten in der Vergangenheit weder repräsentative Zwecke, noch dienten sie der Erbauung und Erholung, sie waren ein Ort der Arbeit und manchmal wohl auch der Plackerei. Die Zeit, die Pfarrer bei den Beeten mit Umgraben, Säen, Jäten usw. verbrachten oder aber im Stall mit Füttern, Ausmisten und Einstreuen, konnten sie nicht für die Seelsorge, die Geburtstagsbesuche, den Bibelkreis, oder die Predigtvorbereitung nutzen. Hinzu kam, dass die Pfarrer sich, wie ihre Gemeindeglieder auch, zu Fuß oder zu Pferd über schlecht ausgebaute Straßen und Wege in ihrer oder auch zwischen ihren Gemeinden bewegen mussten. Nicht allein die landwirtschaftliche Arbeit war mühselig, auch die Mobilität war bis zur in den 1950er Jahren einsetzenden Automobilisierung außerhalb der Großstädte kraftaufwendig und beschwerlich. Alles in Allem ist zu konstatieren, dass in der Vergangenheit die Lebens- und Arbeitssituation der Pfarrer weit überwiegend nicht dergestalt war, dass sie sich in einem höheren Maße um die Gemeinde(n) und alle ihre Gemeindeglieder kümmern konnten als heutige Pfarrerinnen und Pfarrer.

Die für eine von Sorgen um den Lebensunterhalt unbelastete Amtserfüllung ungünstige wirtschaftliche Situation der Pfarrer verbesserte sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts nachhaltig. Damit wurde das Pfarramt mit seinen sinnerfüllenden Attributen auch zu einem ökonomisch attraktiven Amt, das eine stetig wachsende Zahl von Frauen und Männern für sich als Berufs- und Lebensperspektive erkannte. Infolgedessen stieg in Deutschland die Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer zwischen den 1950er- und 1990er-Jahren um rund 156 Prozent (von 9.766 auf 24.977).

### Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer in der EKD 1953 – 1982 - 1998



2

Die Zahl der Gemeinden erhöhte sich im gleichen Zeitraum um rund 99 Prozent (9.124 auf 18.145)<sup>3</sup>, und in den zahlenmäßig kleiner werdenden Kirchengemeinden arbeiteten nun immer mehr angestellte gemeindepädagogische und kirchenmusikalische Mitarbeitende. Für einen fünfzigjährigen Wimpernschlag evangelischer Kirchengeschichte hatten die Pfarrerinnen und Pfarrer gegenüber ihren Amtsvorgängern eine unglaubliche Entlastung, die in den letzten Jahren allerdings wieder spürbar zurückgegangen ist.

b) *„Wir hatten immer ein Pfarr-, ein Gemeindehaus und eine Kirche.“*

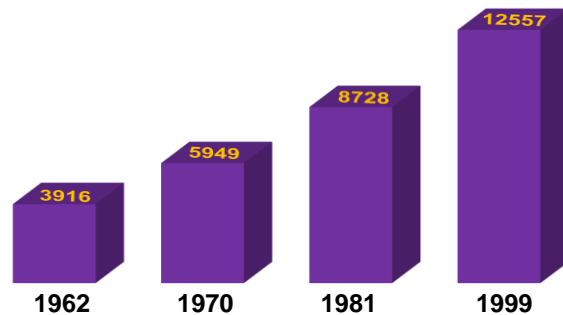
Das Gemeindehaus ist als Gebäudeform gerade einmal knapp über hundert Jahre alt und war bis in die 1950er Jahre eine Seltenheit. Für die weitaus meisten Kirchengemeinden gab es als mögliche Orte der Versammlung bis in die 1980er Jahre lediglich die Kirche, das Pfarrhaus, das örtliche Gasthaus oder aber das Haus eines christlichen Vereins. Dort, wo eine Kirche war, musste jedoch nicht zwangsläufig ein Pfarrhaus stehen, und nicht jede Gemeinde hatte eine eigene Kirche. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde das Gemeindehaus eine kirchengemeindliche Normalität. Nicht allein deshalb, aber davon durchaus mit beeinflusst, verschwanden die Gasthäuser mit ihren großen Festsälen und ihren kleinen Veranstaltungsräumen aus dem Straßenbild der Dörfer und Städte.

---

<sup>2</sup>Daten aus: Ralph Fischer: Ehrenamtliche Arbeit, Zivilgesellschaft und Kirche. 2004. Seite 107

<sup>3</sup>Daten aus: Ralph Fischer: Ehrenamtliche Arbeit, Zivilgesellschaft und Kirche. 2004. Seite 107

## Evangelische Gemeindehäuser in Deutschland



4

Zur Entwicklung der Gemeindehäuserzahl liegen in der EKKW keine zentral zugänglichen Daten vor. Doch die Baujahre der Gemeindezentren mit einem integrierten Kirchenraum sind erfasst und belegen, dass lediglich eines von 57 vor 1945 gebaut wurde.

Ab den 1960er Jahren und bis zur Jahrtausendwende stieg in Deutschland auch die Zahl der evangelischen Kirchen an, von 10.334 auf 20.025, und die Zahl der Pfarrhäuser wuchs von 9.692 auf 17.186<sup>5</sup>. Selbstverständlich wird sich in diesen Zahlen, wie auch in den anderen, auch die deutsche Wiedervereinigung niederschlagen. Doch aufgrund der demografischen und kirchlichen Unterschiede zwischen den ost- und westdeutschen Bundesländern wird sich der wesentliche Anstieg in den Landeskirchen der westlichen Bundesländer ereignet haben.

Wer aufmerksam durch die Dörfer und Städte Deutschlands fährt, kann sehen, dass ausgesprochen viele Pfarr- und Gemeindehäuser, aber auch nicht wenige Kirchen kaum mehr als fünfzig Jahre alt sind. Für die EKKW lässt sich hinsichtlich des Kirchenbaus ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine moderate Steigerung feststellen. So ist zu verzeichnen, dass nach 1945 in der EKKW bei einem Bestand von 947 Kirchen 61 neue Kirchen errichtet wurden. Allerdings kann nicht angenommen werden, dass alle Kirchengebäude im Verlauf ihrer Geschichte ununterbrochen als Kirchen genutzt wurden. Nicht wenige wurden im Verlauf ihrer mehr als hundertjährigen Geschichte zwischenzeitlich als Lagerhäuser, Munitionsdepots u.a.m. genutzt, während andere für Jahrzehnte ungenutzt dem Verfall preisgegeben waren oder der örtlichen Bevölkerung als „Steinbruch“ dienten. Dass die heute in den Kirchengemeinden, den Kirchenkreisen und der Landeskirche Verantwortung tragen-

---

<sup>4</sup>Daten aus: Ralph Fischer: Ehrenamtliche Arbeit, Zivilgesellschaft und Kirche. Bedeutung und Nutzen unbezahlten Engagements für Staat und Gesellschaft. Kohlhammer Verlag. Stuttgart 2004. Seite 114

<sup>5</sup>Daten aus: Ralph Fischer: Ehrenamtliche Arbeit, Zivilgesellschaft und Kirche. Bedeutung und Nutzen unbezahlten Engagements für Staat und Gesellschaft. Kohlhammer Verlag. Stuttgart 2004. Seite 114

den Ehren- und Hauptamtlichen mit den anvertrauten Kirchengebäuden im besten Sinne konservativ, bewahrend umgehen, ist vor diesem Hintergrund und angesichts von deren landeskirchenweiter Reichweite als eine historische Besonderheit anzusehen.

c) *„Früher hielten sich die Menschen noch zur Gemeinde.“*

Eine zu geringe Zahl an Gottesdienstbesuchern wurde schon von Martin Luther beklagt. Zwar gab es durchaus Zeiten, in denen die Gottesdienste „voll“ waren, doch ob bspw. der dahinter stehende Zwang durch den Ortsadligen, den frommen Sägewerksbesitzer oder Fabrikanten evangeliumsgemäß war, darf ebenso bezweifelt werden wie deren „Erfolg“, die Herzen der Menschen für das Evangelium und die Gemeinde zu gewinnen. Zudem ist es grundsätzlich zu hinterfragen, ob für die Bewertung des kirchengemeindlichen Lebens in einem demokratischen Staat überhaupt sinnvoll ist, die religiöse, soziale und politische Situation einer ständischen Gesellschaft und Monarchie als Vergleichsgröße heranzuziehen. Denn das Regime der Monarchie ließ nicht zu, was unser Leben als Christen und Bürger heute ausmacht: Die Freiheit des Denkens und der Lebensführung. Überdies kann die Frage, ob die Menschen vergangener Jahrhunderte in einem höheren Maße als heute mit der Kirche verbunden gewesen sind, auch nicht außer Acht lassen, dass die Zugehörigkeit zur Kirche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für eine bürgerliche Existenz unverzichtbar war. Zum einen, weil eine fürstliche Herrschaft „von Gottes Gnaden“ keine Untertanen dulden konnte, welche öffentlich dokumentierten, dass für sie dieses solchermaßen gnadenstiftende Phänomen nicht existiert<sup>6</sup> und zum anderen setzte der Zugang zu den zunft- und gildefähigen Berufen u.a. voraus, dass man Mitglied einer Kirche war. Sich offen von der Kirche abzuwenden bedeutete daher, sich selbst außerhalb der „guten Ordnung“ zu stellen. Nicht selten brachte dieses für die betreffenden Menschen den sozialen Tod und bedeutete, ein Leben am Rande der Gesellschaft führen zu müssen. Der (formalen) Mitgliedschaft zur Kirche und der Beteiligung am kirchengemeindlichen Leben lagen zu dieser Zeit daher etliche dem christlichen Glauben fern liegende Motive zugrunde.

Die Teilnahme an den Gottesdiensten war zu dieser Zeit, als Bürgergemeinde und Christengemeinde deckungsgleich gewesen sind und das eine das andere bedingte, auch ein Ausdruck der Zugehörigkeit zur (anständigen) Gesellschaft. Diese von der staatlicher Obrigkeit und auch der Kirche den Menschen über Jahrhunderte hinweg

---

<sup>6</sup>So waren schon bereits andere Konfessionen als die des herrschenden Fürstenhauses für die betroffenen „Andersgläubigen“ ein erhebliches und nicht selten auch bedrohliches Problem, eine Situation, die sich für andersreligiöse Bevölkerungsgruppen noch dramatisch zuspitzte.

aufoktrojierte Haltung lebte in Deutschland nach dem Ende der Monarchie und der Katastrophe des Dritten Reichs für einige Jahrzehnte als bürgerliche Konvention weiter. Erst ab den 1970er Jahren war Angst vor sozialer Ausgrenzung kein Grund mehr für Kirchenmitgliedschaft und der Gottesdienstbesuch nicht mehr Ausdruck eines bürgerlichen Selbstverständnisses. Und so ist es heute genau so, wie es schon seit der Reformation war: Ohne Zwang und äußere Nöte bleibt, als historische Konstante, der größere Teil der evangelischen Gemeindeglieder dem Gottesdienst und Gemeindeleben fern. Diese an sich traurige Feststellung enthält jedoch Konsequenzen ein ermutigendes Element, denn weder sind die evangelischen Gemeinden noch die evangelischen Gottesdienste im Dunkel der Geschichte entschwunden. Beidem ist also eine Kraft inne, die sie immer wieder neu für Menschen attraktiv macht. Ein wesentliches Element dafür wird die Beharrlichkeit der Kirchengemeinden sein, mit der sie Menschen zum Mitmachen und Mitfeiern einladen, ohne der Illusion zu verfallen, dass allein die große Zahl zählen würde oder aber der kleinen Zahl eine besondere Qualität zukomme. Denn unter dem Gesichtspunkt der Zahlen ist es allein eine ausreichende Zahl von Menschen, die es gleichsam aus Praktikabilitätsgründen eben für ein Gemeindeleben und das Feiern eines Gottesdienstes braucht.

d) *„Jeder kann heute an Gottesdienst und Gemeinde teilnehmen.“*

Wir wissen alle, wie sich unsere Gesellschaft und Arbeitswelt allein in den letzten zwanzig Jahren verändert haben, doch hinsichtlich der daraus erwachsenden für Gemeindeleben und Gottesdienstbesuch scheint dieses Wissen folgenlos zu bleiben. Denn es geht immer noch die Mär um, dass die Menschen am Wochenende frei haben. Die Wirklichkeit ist eine andere. „Samstags müssen [...] 770.000 Menschen in Hessen regelmäßig an ihren Arbeitsplatz. Das ist mehr als jeder vierte Erwerbstätige. Vor 20 Jahren betraf das nur jeden Zehnten.“<sup>7</sup> Dazu kommt, dass „[...] im vergangenen Jahr 15 Prozent der Erwerbstätigen regelmäßig sonn- oder feiertags [gearbeitet haben]. Das waren 440.000 von knapp drei Millionen berufstätigen Hessen. Im Jahr 1994 hatten nur fünf Prozent der Menschen am Sonn- oder Feiertag ihrem [...] [Beruf] nachgehen müssen.“<sup>8</sup> Zu diesen das Wochenende betreffenden Veränderungen kommt hinzu, dass „sich der Anteil der Menschen, die regelmäßig zwischen 18 und 23 Uhr einer Berufstätigkeit nachgehen, seit 1992 von

---

<sup>7</sup>Aus: <http://www.fr-online.de/rhein-main/arbeitsmarkt-in-hessen-wochenendarbeit-fast-normal,1472796,32240616.html> erschienen in der Ausgabe 26.10.2015, Nr. 248, Seite 33 ausgedruckt am 05.11.2015

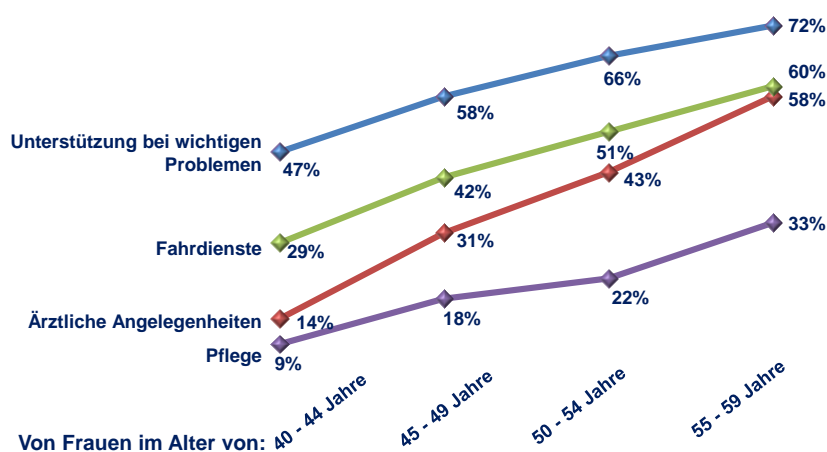
<sup>8</sup>Aus: <http://www.fr-online.de/rhein-main/arbeitsmarkt-in-hessen-wochenendarbeit-fast-normal,1472796,32240616.html> erschienen in der Ausgabe 26.10.2015, Nr. 248, Seite 33 ausgedruckt am 05.11.2015

14,9 auf 25,7 Prozent annähernd verdoppelt [hat].<sup>9</sup> Die Zahl der Erwerbstätigen mit so genannten „überlangen Arbeitszeiten“ (mehr als 48 Wochenstunden) hat in Deutschland seit 2001 um 23 Prozent zugenommen, aktuell sind davon 1,9 Millionen Beschäftigte betroffen<sup>10</sup>.

Noch vor zwanzig Jahren wurde die deutsche Gesellschaft als Freizeitgesellschaft bezeichnet, inzwischen leben wir in einer entgrenzten Arbeitsgesellschaft. Die Wegezeiten der Berufspendler sind in diesem Zusammenhang den Arbeitszeiten ebenso hinzuzurechnen wie die oftmals geforderte ständige Erreichbarkeit oder die „Heimarbeitsplatzzeiten“ an Notebook oder PC.

Außerhalb der Erwerbsarbeit liegt für einen Großteil der 40- bis 59jährigen Frauen ein familiäres Engagement, das geeignet ist, deren Zeit und Kräfte über Gebühr zu beanspruchen: die Unterstützung und Pflege von Eltern- und Schwiegereltern.

### Vier ausgewählte Unterstützungsleistungen für Eltern bzw. Schwiegereltern



11

Gerade die Frauengeneration, die in besonderer Weise das kirchengemeindliche Leben prägt und die kirchengemeindliche Arbeit trägt, gerät in eine hochbelastende Lebenssituation, die ihre Freizeit weniger und ihren Erholungsbedarf höher werden lässt. Dass diese Lebenssituation sich auf das kirchengemeindliche Engagement und den Gottesdienstbesuch niederschlägt, ist eine nahezu unausweichliche Konsequenz.

<sup>9</sup>Aus: <http://www.fr-online.de/wirtschaft/studie-zu-arbeitszeiten-samstag-gehört-nicht-mehr-papa-,1472780,32325666.html> Ausdruck vom 05.11.2015

<sup>10</sup>Siehe: Drucksache 17/12273 des Deutschen Bundestags

<sup>11</sup>Grafik aus: [http://www.ekkw.de/media\\_ekkw/service\\_lka/Kirchenvorsteherin-\\_trotz\\_widriger\\_Umstaende\\_\\_\\_\\_\\_210615.pdf](http://www.ekkw.de/media_ekkw/service_lka/Kirchenvorsteherin-_trotz_widriger_Umstaende_____210615.pdf)



### **Ein kurzes Resümee:**

Kein Mythos hält auch nur einer kritischen Prüfung stand. Die Vergangenheit war für die Kirchengemeinden keineswegs eine Idylle, und die Gegenwart ist herausfordernder als wir es in unseren alltäglichen Lebensvollzügen bemerken. Letzteres ist nicht einer besonderen Begriffsstutzigkeit geschuldet, sondern beruht auf dem von Kierkegaard benannten Prinzip, „daß das Leben rückwärts verstanden werden muß.“ Wer die Kirche vergangener Zeiten rückblickend „vergoldet“, der verbaut sich das Verstehen des Gewordenen und verliert damit eine wichtige Voraussetzung, um das Kommende bestmöglich zu bewältigen.

Gemeinde lässt sich nicht machen, Gemeinde ereignet und entwickelt sich, denn sie reagiert auf gesellschaftliche Veränderungen – unabhängig davon, ob Pfarrerschaft oder Kirchenvorstände das nun wollen oder nicht. Das gibt den Kirchenvorständen nicht nur die Freiheit, nüchtern zu planen, dem Evangelium Raum zu geben, nach dem Maß der eigenen Kräfte zu arbeiten, beherzt das Notwendige zu tun und das Unmögliche zu lassen, sondern das verlangt es sogar. Ihnen ist mit Ihrem Amt viel anvertraut, und mit dem Tun des eben benannten werden sie diesem Vertrauen vor Gott und den Menschen gerecht. Punkt.